



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wochenbericht.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

soweit zurückziehen zu wollen, als es durch strategische Gründe nothwendig gemacht ist und wir müssen abwarten, ob man es wagen wird, einen solchen Act als eine Concession an die deutschen Mächte darzustellen.

Nachtrag der Redaction. — So sehr wir damit übereinstimmen, daß die Occupation der Fürstenthümer durch Oestreich noch immer ihr Unklares hat, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß der Entschluß Oestreichs ein ehrenvoller, zweckmäßiger und für Deutschland wohlthätiger ist. Daß es nicht zu einem faulen Frieden kommt, dafür werden, trotz Aberdeens, die Westmächte sorgen; dafür wird Oestreich sorgen, das zu rechnen versteht und das sich nicht umsonst ungeheuerere Ausgaben gemacht haben wird. Der Vertrag Oestreichs mit der Türkei lautet ganz unzweifelhaft, und diesem gegenüber erscheint uns eine Nachgiebigkeit Rußlands völlig undenkbar. Zudem ist in dem schnellen und energischen Vorgehen Oestreichs der Bamberger Conferenz die passende Rechnung getragen. — Was Preußen betrifft, so hätten wir zwar lieber gewünscht, es hätte die Rolle gespielt, die Oestreich übernommen; auch erregen die Gespräche Schulzes, Müllers und der übrigen Berliner, wie sie uns der Kladderadatsch idealisirt überliefert, keine besondere Befriedigung; allein jetzt ist die Situation so eng umschrieben, daß selbst die Genialität der Verkehrtheit sie nicht mehr im schlimmen Sinn ausbeuten könnte. Seit dem Vertrage Oestreichs mit der Türkei sehen wir der Zukunft mit Hoffnung entgegen; sobald der erste österreichische Kanonenschuß gefallen sein wird, werden wir die Befreiung Europas vom russischen Joch mit Jubel begrüßen. —

## W o c h e n b e r i c h t.

**Aus England.** — Lord Aberdeen hat auf seine Rede vom vorigen Freitag, die allerdings geeignet war, die lebhaftesten Besorgnisse über die Politik des Cabinets in der orientalischen Frage zu erregen, einige Erläuterungen folgen lassen, welche endlich die längstgewünschte Klarheit über seine Stellung zu seinem Collegen und die Ziele seiner Politik geben, und die jedenfalls befriedigender ausgefallen sind, als seine letzte Rede vermuthen ließ. Die zu gleicher Zeit dem Parlament vorgelegte Depesche über den Friedensvertrag von Adrianopel beweist, daß Lord Aberdeen schon im Jahre 1829 die Gefahren, welche dieser Vertrag für die Unabhängigkeit der Pforte in seinem Schoße barg, klar genug erkannt; die Ehre, Haupturheber desselben zu sein, brauchte er kaum mit der Energie, die er am 3ten im Oberhause an den Tag legte, zurückzuweisen, denn es ist ja bekannt genug, daß dieser Vertrag unter dem widerwilligen Sträuben Englands zu Stande gekommen, und daß er überhaupt nicht so zu Stande gekommen wäre, wenn sämmtliche große europäische Cabinetes sich nicht durch ihre früher gegen die Pforte befolgte Politik Rußland

gegenüber vollständig die Hand gebunden gehabt hätten, und wenn namentlich das damalige englische Cabinet mehr hätte thun können, als dem Strome der Ereignisse zu folgen, den seine Vorgänger aus Griechenfreundschaft in eine russenfreundliche Bahn gelenkt hatten. Ein andrer Vorwurf, den man Lord Aberdeen macht, ist der, daß er Rußland nicht für gefährlich genug hält, und daß er es deshalb an der Energie fehlen lasse, welche die Furcht vor der europaunterjochenden Tendenz des nordischen Kolosses allein fähig sein soll, zu erzeugen. Hier beharrt er allerdings insofern bei seiner Meinung, als er nicht glaubt, daß Rußland sowol Preußen und Oestreich, wie auch Frankreich und England ernste Besorgnisse einflößen kann, solange es noch nicht im Besitze der europäischen Türkei ist. Demungeachtet ist er wie seine Collegen der Meinung, daß man die jezige Gelegenheit ergreifen müsse, um dem Einfluß, den Rußland durch die Friedensverträge seit Katharina II. auf die Pforte erlangt hat, ein für allemal ein Ende zu machen, und daß von einer Herstellung des status quo ante jetzt nicht mehr die Rede sein könne; aber er ist nicht sanguinisch genug, schon jetzt, wo Rußlands militärische Macht noch nicht gebrochen ist, die Friedensbedingungen festzusetzen, die man im Fall eines Sieges dictiren könnte. Weil Aberdeen den Frieden liebt, will er jetzt grade um so energischer Krieg führen, weil nur dadurch ein dauerhafter Friede zu erlangen ist. So hat grade er im Cabinet darauf gedrungen, daß die englischen Streitkräfte nicht als letzter Rückhalt bei Konstantinopel bleiben, sondern gegen die Donau zur directen Unterstützung Omer Paschas vorrücken. Daß diese Erklärung die liberale Opposition befriedigt hat, geht daraus hervor, daß Layard seinen Antrag auf ein Misstrauensvotum gegen Lord Aberdeen zurückgenommen hat. Es bleibt jetzt nur noch die Frage übrig, warum Lord Aberdeen seine neuliche unglückliche Rede gehalten hat und wie er so mißverstanden werden konnte? Der Grund scheint zu sein, daß der edle Lord — wie die meisten englischen Staatsmänner, die ihre politische Lehrzeit in der Diplomatie und nicht im Unterhause durchgemacht haben — ein ausnehmend schlechter Redner ist und nicht die Gabe hat, sich sehr klar auszudrücken. Ein andrer Grund mag in seinem kalten, schottischen Temperament liegen, daß sich von Begeisterung und Enthusiasmus verletzt fühlt und stets bereitsteht, das Feuer einer kalten Bedächtigkeit darüber wegzugießen, und sanguinischen Voraussetzungen und rosenfarbener Anschauung mit der schwarzen Rehrseite entgegenzutreten. Ob diese Kälte, die allerdings das Urtheil frei und ungekrübt erhält, auch geeignet ist, in der Nation die Begeisterung aufrecht zu erhalten, die zu Fortführung eines langwierigen, beschwerlichen und große Opfer an Blut und Geld verlangenden Krieges nöthig ist, bleibt freilich sehr die Frage. —

**Neue historische Schriften.** — Aus dem Gebiet der ausländischen Literatur erwähnen wir: *History of Latin Christianity, including that of the Popes to the Pontificate of Nicolas V.* By Henry Hart Milman, D. D., Dean of St. Paul's. 3 Bde.; und: *Histoire d'Architecture Sacrée, du 4 au 10. siècle, dans les anciens évêchés de Genève, Lausanne et Sion.* Par J. D. Blavignac. 2 Bde. — Das erste Werk behandelt in den bisher erschienenen 3 Bdn. die wichtige Periode der Kirchengeschichte vom 4. vorläufig bis zum Ende des 12. Jahrhunderts mit soviel Unbefangenheit, als einem Geistlichen der Hochkirche nur möglich ist, mit einsichts-

voller Benützung der deutschen Forschungen, und mit vieler Lebhaftigkeit in der Farbe und Gestaltung; das zweite ist das Resultat vieljähriger Studien, und gibt einen höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte der romanischen Baukunst. — Mehr in das Gebiet der Tagespolitik fällt: *Armenia; a Year at Erzeroom, and on the Frontiers of Russia, Turkey and Persia*; by Robert Curzon. Der Verfasser, Geheimsecretär des Sir Stratford Canning, hatte bereits 1842 ein Werk: *Visits to the Monasteries of the Levant*, herausgegeben, und schildert in dem vorliegenden hauptsächlich seine Theilnahme an der wichtigen Conferenz zu Trapezunt. — Ferner: *Campaigning in Kaskirland; or, Scenes and Adventures of the Kaskir War of 1851—52*; by Captain King, 74. *Highlanders*. — *Evenings in my Tent; or, Wanderings in Balad Ejjareed: illustrating the Moral, Religious and Political Conditions of various Arab Tribes of the African Sahara*. By the Reverend N. Davis. Der Verfasser bereiste Nord-Afrika unter dem Schutze des Bey von Tunis. — *A Year with the Turks; or Sketches of Travel in the European and Asiatic Dominions of the Sultan*; by Warrington Smyth (Professor der Mineralogie). — *Travels in Siberia*; by S. S. Hill. Die Reise fand 1847 statt. — Auf eine höchst interessante kleine Monographie machen wir aufmerksam, die im Aprilheft der *Edinburgh Review* steht: über die Mormonen. Der Verfasser hat die sehr ausgedehnte Literatur über diesen Gegenstand auf das sorgfältigste zu Rathe gezogen, und gibt eine unbefangene Untersuchung, die unsern Studien zum Leitfaden dienen kann. Nur einen Punkt hat er übersehn. So wichtig der unmittelbare Einfluß sein mag, den die Mormonen, namentlich wegen der staatsrechtlichen Streitfragen, die bei ihrer Aufnahme in die Union in Betracht kommen müssen, auf die Entwicklung der amerikanischen Republik auszuüben berufen sind, so überwiegt für die Wissenschaft doch bei weitem das Interesse historischer Vergleichung, das wir an sie knüpfen können. Bis jetzt war für uns die Entstehung einer jeden Religion in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt; selbst die Lehre Mahomeds, die doch noch am meisten in historischer Beleuchtung erscheint, mußten wir uns erst aus dem Nebel halbpoetischer Ueberlieferung hervorsuchen. Die religiöse Productivität entwickelte sich in der Regel in einer Zeit, die einen trüben und chaotischen Charakter an sich trug, oder sie ging so verborgen vor sich, daß die gleichzeitigen Geschichtschreiber sie keiner Aufmerksamkeit werth hielten. Nun leben wir in einer Zeit, die sich einer hohen Aufklärung rühmt, und in der dem Späherauge der Presse nichts Verborgenes entgeht. Daß sich nun in einer solchen Zeit dennoch ein so umfangreicher und wirkungsvoller Fanatismus entwickeln kann, wie der mormonische, ist zwar beunruhigend für diejenigen, die den Fortschritt der Menschheit in der Masse suchen, aber von der höchsten Belehrung für den stillen Forscher, der davon überzeugt ist, daß im wesentlichen die menschliche Natur zu allen Zeiten sich gleich bleibt, und der aus dem Kleinsten die Analogien für das Größte herzuleiten weiß. Gott verhüte, daß wir die Gesammterrscheinungen der großen Religionen, welche Jahrtausende hindurch mächtig die Welt bewegt haben, mit diesem halb poffenhaften, halb grauenvollen Gaukelspiel in eine ernstliche Parallele stellen wollten. Aber eins bleibt doch gemeinsam. Wir sehen, wie ansteckend ein Offenbarungsglaube wirken kann, und wie schnell und gewaltig er sich zu einer treibenden Kraft entwickelt. Die Masse der Mormonen gehört zwar zu dem blinden Volke, das von dem neuen Messias auf eine ähnliche Weise

angeregt wird, wie die sogenannte gebildete Gesellschaft von den Klopfsgeistern; allein es sind doch auch sehr bedeutende Naturen darunter, wie z. B. Brigham Young und Orson Pratt, und was die Hauptsache ist, diese blinde, aus den sonderbarsten Elementen zusammengesetzte Masse entwickelt sogleich eine organisirende und Staaten bildende Kraft. Wir würden für die historische Vergleichung nichts Dankbareres wissen, als wenn Männer, die über die Religion ernsthafte Studien gemacht haben, und auf der Höhe der Bildung stehen, sich auf längere Zeit zu den Mormonen begeben wollten, und sie beobachten, wie man ein seltsames Naturphänomen beobachtet. Der Proselytentrieb der Mormonen macht sie sehr mittheilhaftig und manche Myste rien der menschlichen Seele würden uns dadurch aufgeschlossen werden. —

**Vorlesungen.** — Wir haben eine Reihe von Vorlesungen besprochen, die in dem wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten sind. Wir wenden diesmal unsere Aufmerksamkeit einer entfernteren Gegend zu. Zwei Vorträge des Professor Schubert in Königsberg: „Immanuel Kant und sein Verhältniß zur Provinz Preußen“ (6. December 1853, zum Besten des Gustav-Adolph-Vereins) und „Beitrag zur Geschichte des Seehandels in der Provinz Preußen“ (Königsberg, Dalkowski) geben uns einen interessanten Beitrag zur Kenntniß des innern Lebens dieser Provinz, die von Deutschland noch immer zu sehr vernachlässigt wird, wie es ihr schon zur Zeit des Ordens widersuhr. Von Kant geben uns die gewöhnlichen Lehrbücher in der Regel nur die wissenschaftliche Thätigkeit, die ihn zu einem der hervorragendsten Bürger in der Weltliteratur gemacht hat. Sein Leben hat aber noch eine andere Seite. Mehr als irgend einer der berühmten Dichter und Philosophen hatte er neben seiner allgemeinen wissenschaftlichen Thätigkeit einen Einfluß auf das Leben der Provinz, und wenn man ihn durch seine Schriften nur als den großen Geist, der schöpferische und kritische Thätigkeit auf das wunderbarste in sich vereinigt, zu verehren pflegte, so geht uns in seinen Beziehungen zu den nächststehenden Kreisen eine Fülle des Gemüths, ein liebenswürdig kindlicher Sinn und eine Ehrlichkeit des Herzens und des Charakters auf, die jeden Gedanken, auch den abstractesten, sogleich zu einem Inhalt des Gewissens machte. Herr Schubert hat diese Seite seines Lebens vortrefflich ausgeführt. — Die zweite Vorlesung gibt einige bedeutungsvolle Winke über den Einfluß der Handelsbeziehungen auf das Gedeihen der Provinz. Wir erfahren heiläufig daraus, daß auch die Provinz Preußen doch nicht so sehr hinter der allgemeinen Entwicklung zurückgeblieben ist, als man gewöhnlich annimmt. In den achtunddreißig Jahren von 1815 — 1853 ist die Bevölkerung von  $1\frac{1}{2}$  Million auf  $2\frac{1}{2}$  Millionen Seelen gestiegen, hat sich also um eine volle Million vermehrt. Herr Schubert erwartet von der Veränderung der Zollverträge, namentlich aber von der Vollenbung der Ostbahn eine Periode höchst wichtiger Umgestaltungen für den Handel der Provinz. „Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Rohproducte aus den Landschaften, die dem mittleren Theil der Ostbahn benachbart sind, namentlich aus mehreren Kreisen des Regierungsbezirks Bromberg und auch des Regierungsbezirks Marienwerder wurde bisher regelmäßig nach den Handelsstädten Danzig und Elbing zum Seeexport versandt: er wird jetzt den bequemeren und in vielfachen Beziehungen vortheilhafteren Weg nach der Oder und Berlin nehmen. Dies ist schon bei der halbvollendeten Bahn theilweise geschehen.

Vom national-ökonomischen Standpunkte für den preussischen Staat dürfen wir diese Veränderung grade für keinen Nachtheil halten; ja sie kann unter Umständen weit günstiger auf den Absatz jener Landschaften, selbst auf die Mehrproduction dieser Handelsprojecte einwirken, wenn andererseits auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die früheren Marktplätze diesen Theil der Zufuhr und den Verlust der damit verknüpften Vortheile ungern entbehren werden.“ —

Wir fügen diesen Vorlesungen eine kleine Schrift hinzu, die sich auf dieselbe Provinz bezieht: Marienburg das Haupthaus des deutschen Ritterordens in dem ehemaligen und in dem gegenwärtigen Zustande. Vom Oberlehrer August Witt. Königsberg, Koch. — Das Buch behandelt einen Gegenstand, welcher wohl verdiente, in Deutschland eine größere Aufmerksamkeit zu erregen, als bisher der Fall gewesen ist. Denn die Marienburg gehört zu den bedeutendsten Bauwerken des Mittelalters und bildet eine sehr wesentliche Ergänzung für das Studium der kirchlichen Bauwerke. Der Verfasser hat es an Arbeit und Genauigkeit nicht fehlen lassen. Er gibt eine sehr ausführliche Beschreibung, die jedem, der das Werk aus eigener Anschauung kennt, eine angenehme Ergänzung sein wird. Aber er hat es versäumt, eine technische, übersichtliche Construction des inneren Organismus herzustellen. Dieser Uebelstand würde weniger in die Augen springen, wenn durch gute und genaue Pläne und durch Abbildung der bedeutendsten Partien, wie es bei einem solchen Werke unerläßlich ist, der Phantasie zu Hilfe gekommen wäre. Das ist aber nicht geschehen. Ein Plan ist gar nicht gegeben, und von den beiden Ansichten zeigt uns die eine die am wenigsten charakteristische Fagade, die andre, die den großen Remter darstellt, ist noch dazu durch Puppen in Rittertracht verunstaltet. Wenn wir nicht irren, haben wir diese Bilder schon in der illustrierten Zeitung gesehen. Der Verleger sollte die Kosten nicht scheuen, noch nachträglich seiner Schrift einige gute Pläne hinzuzufügen, denn nur dadurch kann eine Verbreitung derselben im übrigen Deutschland bewirkt werden; die bloße Beschreibung sagt für den, der das Kunstwerk nicht kennt, wenig oder gar nichts. —

**Gedichte.** — Hermen. Dichtungen von Paul Heyse. (Berlin, Wilhelm Herz.) — Herr Heyse hat sich in ziemlich kurzer Zeit durch seine Dichtungen eine ehrenvolle Stellung im Kreise der gebildeten Welt erworben. Seine neuliche Berufung an den Münchener Hof ist nicht ohne Bedeutung; denn wenn man die Namen Dingelstedt, Geibel, Bodenstedt und Heyse zusammenstellt, so ist eine gewisse Verwandtschaft in den Richtungen und selbst in den Talenten nicht zu verkennen. Wir könnten noch manche Namen aus der jüngeren Literatur hinzufügen, die übrigens, soviel wir wissen, meistens Norddeutschland angehören. Wenigstens früher war Berlin der eigentliche Sammelplatz. Wir finden in dieser Schule eine löbliche Reaction gegen die jungdeutsche Ueberschwenglichkeit und Formlosigkeit, mit der wir uns um so mehr einverstanden erklären können, da sie nicht in das entgegengesetzte Extrem des Nazarenethums übergegangen ist, in welches sich die an der Cultur verzweifelnde Gemüthlichkeit so gern flüchtet. — Was nun Herrn Heyse betrifft, so gibt er uns in dem vorliegenden Band eine Sammlung seiner poetischen Leistungen, die wir einzeln schon angezeigt haben. Mit dem Titel will er die Jugendlichkeit seiner Leistungen ausdrücken, die er selbst noch als unvollkommen be-

trachtet, von denen er aber hofft, daß sie auch in ihrer rohen, unfertigen Form dem denkenden Betrachter Spuren einer ernsten poetischen Richtung und einer künstlerischen Begabung zeigen werden, aus denen sich für die Zukunft Bedeutenderes erwarten läßt; und wenigstens insofern können wir diese Voraussetzung bestätigen, als sich in sämmtlichen eine feine Bildung und eine zarte Empfänglichkeit für jede Form des Schönen ausdrückt. Wie weit die ursprüngliche Kraft des Dichters geht, läßt sich vollständig aus diesen Proben noch nicht abmessen. Einen günstigen Schluß möchten wir aus einem Umstand ziehen, der für den unmittelbaren Eindruck nicht grade günstig ist: trotz aller Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit ist die Form noch nicht fertig und man kann ohne große Schwierigkeit den Einfluß der Studien von den originellen Leistungen unterscheiden. Am auffallendsten zeigt sich das in den Idyllen von Sorrent und in der „Furie“, in denen der Ton von Goethes römischen Elegien und venetianischen Epigrammen sehr deutlich durchklingt. Wir sagen das keineswegs tadelnd, denn die Nachahmung ist keine sklavische und die Wahl des Modells kann man nur loben. Aber so geschieht sich auch der Dichter in die Weise gefunden hat, so merkt man bei ihr doch heraus, daß sie nicht seine natürliche, seine angeborne ist. Die Naivetät tritt zuweilen zu breit und zu herausfordernd auf, als daß man sie für ganz unbefangen nehmen könnte, und in dem Zurückdrängen aller Subjectivität liegt zuweilen eine gewisse Härte. — So finden wir auch in den übrigen Erzählungen, die sich in den mannigfachsten Anschauungen bewegen, eine Hingebung an die Stoffe und eine Flucht aus dem Reich der Sentimentalität, die zuweilen etwas Künstliches hat. Ein bestimmtes Vorbild scheint nicht durch, man wird zuweilen an die Terzinen von Chamisso, zuweilen an Alfred de Musset erinnert, aber ohne daß diese Erinnerung etwas Störendes hätte. Am gelungensten scheinen uns die beiden kleinen poetischen Erzählungen, Margherita Spoletina und die Brüder zu sein; grade weil sie energischer zusammengedrängt sind und auf die weitere Ausführung verzichten. Die vollständig poetisch ausgearbeitete Novelle Urica läßt doch viele Uebergänge vermissen, die man wol bei einer kurzen Rhapsodie entbehrt, aber nicht bei einem epischen Gedicht, welches sich den Anschein der Vollständigkeit gibt. Völlig mißlungen ist die sogenannte Puppenkomödie Perseus, eine Caprice, die viel zu altflug aussieht, um dem unbefangenen Publicum zu gefallen und die dem Gebildeten wieder zu wenig Anhaltspunkte gibt, um einen verständigen Sinn hineinzulegen. Vielleicht soll dieser Versuch, selbst die Medusa zu emancipiren, eine Ironie gegen die modernen Emancipationsideen im allgemeinen sein. — Wenn wir dem jungen Dichter, dessen Talent und feiner Sinn nicht zu verkennen ist, einen Rath geben sollen, so wäre es der, ernste historische Studien zu machen. Für ein naïv poetisches Zeitalter ist dergleichen nicht nöthig, aber wir Neuern, auf welche Bildungsmomente aller Art eindringen, können darüber nur Herr werden, nur dann hoffen, sie poetisch zu bemeistern, wenn wir sie nicht als flüchtige Schattenbilder vorübergleiten lassen, sondern ernsthaft und tief in ihr Wesen einzudringen versuchen. —

Tannhäuser. Eine Sage in vier Gesängen von R. Paul. Brüssel u. Leipzig, Schneec. — Der Dichter hat den wilden, leidenschaftlichen Stoff in einer Weise behandelt, die nicht ganz für ihn paßt; nämlich in der Weise weicher Empfindung. Nach den ersten Seiten glaubt man sich in einem Gedichte von Ernst Grenzboten. III. 1854.

Schulze zu befinden. Später wird der Ton freilich etwas munterer, aber er schwingt sich doch nie zum reinen epischen auf. Wenn man übrigens die Venus in den Hörselberg bringt, so kann man sie doch nicht ganz in dem griechischen Costüm lassen. Am wenigsten schickt es sich, ihr Schillersche Elegien in den Mund zu legen. Diese Venus ist einmal ein Gebild der Romantik und will auch romantisch behandelt sein. — Der Schlusseindruck wird durch die Moral bestimmt, daß das echte Christenthum Toleranz und Nachsicht gegen die Sünder gebietet. —

**Passiflore.** Ein Sageneyklus von Dr. Joh. Mag. Vogl. Wien, Sommer. — Die gefällige und melodische Weise des Dichters ist bekannt; sie findet sich auch in diesem Versuche wieder, der durch seinen Inhalt wie durch die glänzende, fast prachtvolle Ausstattung sich als einen Zweig der Modeliteratur anzeigt. Ob diese spielende, wenn auch zarte Behandlung christlicher Sagen der wahrhaft christlichen Gesinnung förderlich ist, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Auf alle Fälle macht die klare, fließende Sprache und der gemüthliche Ton im Gegensatz gegen die Uebertreibungen der neuesten Poesie einen wohlthuenden Eindruck. —

Die **Jobsiade**, ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von Arnold Kortum. 7. Aufl. Leipzig, Brockhaus. — Daß diese harmlosen Studentenschwänke ihrer Zeit vielen Beifall fanden, ist uns sehr natürlich vorgekommen; aber dieser außerordentliche Erfolg scheint uns doch einigermassen wunderbar. Der Geschmack der Zeit scheint zwischen zwei Extremen zu schwanken. Mitunter sieht es so aus, als ob sie nur das genießbar fände, was einen sehr starken Hautgout an sich trägt, mit den allerschärfsten Gewürzen überfüllt ist, bald prävalirt wieder das Wohlgefallen an harmlosen unschädlichen Substanzen, die fast ans Fade grenzen. Die Unbefangtheit der Späße, die in dieser Jobsiade vorkommen, ist mitunter ganz erstaunlich, und die Behandlung bis auf den Stil läßt mitunter gar keine Vorstellung aufkommen, für welche Classe des Publicums das Gedicht eigentlich berechnet ist. —

**Martin Luther**, ein lyrisch-epischer Cyklus von Adolf Schults. Leipzig, Brockhaus. — Der Cyklus besteht, wie es bei den modernen Epen gewöhnlich ist, aus kleinen Romanzen in Bänkelsängerstil, die durch den gemeinschaftlichen Gegenstand zusammengehalten werden. Bei der ersten Romanze „Präludium“ überschrieben, die eine Verherrlichung des Mittelalters enthält, erwartet man einen Gegner der Reformation; allein gleich in der zweiten Romanze sieht man, daß der Dichter sich dem Papstthum gegenüber unbefangen verhält.

Sanct Petri Stuhl! wohl hat bestiegen

Den hohen Sitz manch' hoher Geist;

Doch ließ er auch sich Wichte wiegen

In seiner Lehne toll und dreist.

Wie mancher saß auf heil'gem Stuhle,

Der tief im Meer der Sünde schwamm,

Der sich gewälzt im Lasterpfuhle,

In aller Sinnenlüste Schlamm!

Wer mag sie all, die Sünder, kennen,

Auf die die Welt mit Abscheu sah?

Nur Einen will das Lied Euch nennen:

Das Menschenschmal Borgia!

Das ist recht verständig, aber nicht grade sehr poetisch. Uns will es scheinen, als ob diese neuen und ergreifenden Gedanken in schlichter Prosa noch stattlicher

würden ausgesehen haben. Vollends in der fünften Romanze wird man darüber klar, daß der Dichter nicht ein römischer ist; er läßt den Papst Leo X. folgende Rede an seine Cardinäle halten:

D ihr geliebten Söhne  
Wie ist das Herz mir schwer,  
Ich schwör's bei Christi Thräne  
Mein Sackel, der ist leer.  
Ja, leer ist nun der Sackel,  
Kein Scudi blieb darin,  
Das arge „Mene tefel“,  
Das liegt mir schwer im Sinn.  
Das böse „Mene tefel“  
Raubt alle Ruh mir schier,  
Wie füllen wir den Sackel?  
Ihr Söhne rathet mir.

Als nun die Söhne keinen Rath wissen, fährt der heilige Vater folgendermaßen fort:

Daß ich der Sünde steuer,  
Das ist mein heilig Amt.  
Und hab' ich nicht zum Feuer  
Sie redlich stets verdammt?  
Ihr steuern nicht alleine,  
Wie ich bisher gethan,  
Besteuern allgemeine  
Will ich sie nun fortan!  
Ja, wißt, die Sünder will ich  
Belegen all' mit Zoll,  
Das ist nicht mehr denn billig,  
So wird der Sackel voll!

und so wird denn noch weiter die römische Klerisei zu Ehren der Reformation und mit der schicklichen Begeisterung für die Vorläufer derselben aufs tapferste gezeißelt. —

Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe. Von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. — Gedichte von Julius Sturm. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. — Die Gedichte des Herrn Sturm haben, wie schon die zweite Auflage bezeugt, im Publicum einen großen Anklang gefunden, vor allem wol wegen der anspruchslosen Haltung und der Gemüthlichkeit, die sich nie verleugnet. Die neue Sammlung, die ihren Stoff aus dem hohen Lied nimmt, ihn aber frei verarbeitet, zeichnet sich durch Innigkeit der Empfindung, durch melodischen Wohlklang und durch Bescheidenheit in den Bildern aus; was hier um so anerkennenswerther ist, da das Vorbild leicht zu Uebertreibungen führt. Ein eigentlicher Schwung ist in diesen Gedichten nicht zu suchen. —

Gedichte von Hermann Kette. Berlin, Schneider. — Die Gedichte sind recht anmüthig und anspruchslos. Es klingen wol allerlei Tonweisen früherer Dichter durch, aber der Verfasser hat doch Inhalt genug, um dankbare Leser harmlos zu beschäftigen. —

Album aus dem Wupperthale. Herausgegeben vom Maler J. Richard Seel. Barmen, Langewiesche. — Beiträge zu dieser Sammlung haben folgende Dichter geliefert: Adolph Schults. G. Reinhart. Emil Ritterhaus. Carl Georg. Carl Siebel. L. Wiese. Friedrich Roeber. Der Herausgeber selbst hat einige musikalische Beiträge geliefert. Die Gedichte sind sehr gemischten Inhalts. Ein eigentlich

hervorragendes Talent haben wir in keinem gefunden. Am bemerkenswertheften erschienen uns einige Fragmente aus einem romantischen Epos von Schults, welches den bekannten Keger Servet zum Gegenstand hat. —

**Theater.** — Das königl. Theater in Berlin, Oper und Schauspiel, hat auf zwei Monate (Juli und August), Urlaub; in dieser Zeit soll nur dreimal wöchentlich (Sonntag, Dienstag und Freitag) gespielt werden, und zwar Ballets, kleinere Sing- und Lustspiele. — Im Laufe des Monat Mai ist Frau Bayer-Bürk auf dem k. k. Hofburgtheater in folgenden Gastrollen aufgetreten: Maria Stuart, Hero (von Grillparzer) dreimal, Kleopatra dreimal, Iphigenie (Goethe) zweimal, Donna Diana, Julia, Prinzessin Eleonore. —

Ein Redekampf in Florenz. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von Levin Schücking. Berlin, Schindler. — Der Dichter hat sich wahrscheinlich durch Donna Diana anregen lassen. Auch sein Stück behandelt ein verstandesmäßig aufgefaßtes Problem des Herzens. Die Geschichte spielt zu Florenz am Ende des 15. Jahrhunderts. Faustine, eine Schönheit dieses Hofes, hält eine öffentliche Disputation, in der sie nachzuweisen sucht, daß die Weiber der bessere Theil der Menschheit wären und daß ihr Beruf von den sittlichen Einrichtungen vollständig verkannt würde. Ihre officiellen Gegner verstummen vor der Macht ihrer Beredsamkeit, aber ein junger Ritter, der zufällig anwesend ist, ein edler Weiberfeind, nimmt den Kampf zu Gunsten der Männer auf und bestegt sie. Natürlich verlieben sich infolge dessen beide ineinander und nur äußerliche Hindernisse und Intriguen machen es erklärlich, daß die Erfüllung dieser Liebe sich bis an den Schluß des Stückes verschiebt. Der junge Ritter muß am Ende einsehen, daß er in seinem Uebermuth gegen die Weiber doch zu weit gegangen ist; er beugt sich demüthig vor der Schönheit und Seelengröße eines Weibes und so endigt nicht bloß die Liebesangelegenheit, sondern auch die theoretische Disputation in erwünschter Vermittlung. — Die Geschichte ist artig ausgedacht und die Sprache nicht ohne Bildung. Auf dem Theater würde das Stück schwerlich eine große Wirkung machen, da die äußeren Begebenheiten und die innere Seelenbewegung nicht in einem strengen, nothwendigen Rapport zueinander stehen. —

Die gelehrten Frauen. Lustspiel in fünf Aufzügen nach Molière, mit Einleitung und Noten von Adolph Laun. Bremen, Schünemanns Verlag. — Daß der Verfasser in unsrer Zeit, wo man bald ebenso den Begriff wahrer Komik, wie den wahrer Tragik verloren haben wird, auf Molière aufmerksam macht, ist sehr verständig und zweckmäßig. Wenn er hofft, seine Bearbeitung auch auf das Theater zu bringen, so dürfte das doch wol zu weit gehen, denn die Thorheiten unsrer Zeit haben zwar in ihrem innersten Kern noch viel Aehnlichkeit mit den damaligen, aber sie sind doch in den Formen anders geworden und das ist für die Wirkung der Satire entscheidend. — Die literarhistorische Einleitung ist zwar kurz, aber sachgemäß; wir theilen hier einiges daraus mit. — „Unter Ludwig XIV. war der Centralpunkt der immermehr Mode werdenden, von Damen präsidirten literarischen Salons das Hotel Rambouillet. Die Besitzerin desselben, die gefeierte Muse mittelmäßiger Poeten, die der besseren Romantik wegen ihren Namen Catharine in Arthénice anagrammatisiren ließ, versammelte regelmäßig um sich einen Kreis

schöngeistiger Herren und Damen, welche letztern sich selbst précieux nannten  
 . . . . . Der Sinn für Bildung und Literatur, der diese Zusammenkünfte veran-  
 laßt hatte, artete bald in Schönfeligkeit und Affectation aus, und die romantische  
 Liebe, die als ein ferner Abglanz des Mittelalters noch herüberwinkte, wurde all-  
 mählig zur bloßen Galanterie. . . . . „Die pretensiosen, in den Romanen der Zeit  
 belebten Damen maßten sich nach und nach neben Leitung und Aufrechterhaltung  
 des guten Tons auch ein Urtheil über Prosa und Verse an, und gefielen sich in  
 einer gesuchten Redeweise; und so wurde der Anstoß gegeben zu jenen pointenreichen  
 Conversationen, zu jenen Memoiren, Romanen, Epigrammen, Sonetten und  
 galanten Couplets, zu jenen Familienporträts, Brieffsammlungen, Charaden und  
 Gesellschaftsspielen, die damals Frankreich überschwemmt und Zeugniß gaben von  
 jener conventionellen, aller Wahrheit, Natur und eigentlichen Poesie entblößten Bildung  
 und Geistesrichtung. — Jene Romane sind besonders die der Scudéry und der de la  
 Fayette. — Sie wurden, so verschroben es auch darin hergeht, nicht allein das Regelbuch  
 der galanten Conversation, sondern auch der Sitten und des guten Tons, doch begnügte  
 man sich nicht mit Büchern, es kamen auch der größeren Anschaulichkeit wegen Karten der  
 Liebe und Zärtlichkeit heraus, auf denen der Strom der Neigung, das Meer der  
 Intimität, der See der Gleichgiltigkeit und viele andere Dinge der Art gezeichnet  
 waren. Man sah darauf unter anderem, wie, um die Stadt der Zärtlichkeit zu  
 nehmen, man das Dorf der Liebesbriefe und das Schloß der kleinen Aufmerksam-  
 keiten zuvörderst gewinnen müsse u. s. w. — Ernsthafte Gespräche über frivole  
 Fragen, Liebesmetaphysik, Gefühls subtilitäten, weitläufige Verhandlungen über den  
 Sinn eines Räthsels, mit dessen Vorlesung gewöhnlich die Unterhaltung begann,  
 waren der hauptsächlichste Inhalt derselben. Die Sitten dieser Coteries waren ebenso  
 barock, als die Gespräche, die in ihnen geführt wurden. Die Damen affectirten  
 gegen und untereinander eine romanhafte Gefühlsexaltation und verlangten von  
 ihren Anbetern, wie auch Tante Belise thut, einen langen, entsagungsvollen Opfer-  
 dienst. — Sie nannten sich nur ma chère, luden sich durch Charaden ein und  
 schickten sich Rondeaux zu. Eine chère, das wurde ihre gewöhnliche Benennung,  
 legte sich um die Empfangsstunde ins Bett; der Alkoven, in dem es stand, und  
 der phantastisch verziert war, bildete den Salon, und diese Versammlungsorte hießen  
 les ruelles. Um zu diesen Herrlichkeiten zugelassen zu werden, mußte man durch  
 einflußreiche Eingeweihte, welche grands introducteurs des ruelles hießen und unter  
 denen sich die beiden Abbés Bellebat und Dubuiffon auszeichneten, eingeführt  
 werden, und bewiesen haben, daß man le fin, le vrai fin, le fin du fin verstehe. —  
 Außer diesen Introducteurs und den von ihnen eingeführten jungen Adepten hatte  
 jede Dame aber auch noch einen besondern dienenden Ritter, der Alkovist hieß, der  
 mit ihr die Honneurs des Hauses machte und mit ihr die Unterhaltung leitete. —  
 Das Merkwürdigste dabei ist, daß diese Verhältnisse nicht im geringsten anstößig er-  
 schienen und vielleicht auch nicht waren, worüber St. Evremond eine hier nicht gut  
 mittheilbare Erklärung gibt. — Diesen Wunderlichkeiten entspricht nun auch be-  
 sonders die geschraubte Redeweise, in der diese Damen sich ergingen; es gab für  
 alles zwei Ausdrücke, einen vornehmen und einen gemeinen. Die Zahl der von  
 ihnen geschaffenen Wendungen und Bezeichnungen, unter denen sich auch manche  
 ganz verständige, noch heute gebräuchliche, finden, wie des cheveux d'un blond hardi,

un sourire amer, une belle flamme etc. ist so groß, daß Somaize sein großes Dictionnaire des Précieuses damit hat anfüllen können. — Der Curiosität wegen mögen hier einige folgen: Der Spiegel, — le conseiller des grâces. Der Maler, — le poète muet. Schöne Lippen, — des lèvres bien ourlées. Sich verheirathen, — donner dans l'amour permis. Ein Rosenkranz, — une chaire spirituelle. Die Haare kämmen, — délabyrinthiser les cheveux. Der geheime Ort, — la lucarne des antipodes. Tanzen, — tracer des chiffres d'amour. Marmorstatuen, — des muets, illustres u. s. w. — Von den Unterröcken, denn auch die Toilette hatte ihre besondere Nomenclatur, hieß der obere la modeste, der mittlere la friponne und der untere la secrète. — Diese Auswüchse der an sich löblichen Sorgfalt, mit der grade damals die Schrift- und Conversationsprache cultivirt wurde und ihr noch heute, trotz den Romantikern, bestehendes Gepräge erhielt, waren für des Komikers gesunden Sinn eine reiche Beute, die er auch zu unsrem Stück redlich benutzte. Doch waren es nicht allein Sprache und Literatur, sondern auch die strengern Wissenschaften: Physik, Chemie, Astronomie, Philosophie, Philologie u. s. w., mit denen man sich in den eleganten Cirkeln befaßte. — Die sich entwickelnde Verschiedenheit in der Geistesrichtung und Lebensweise der Preciösen rief aber bald eine Trennung in drei verschiedene Kreise hervor, die sich oft lebhaft bekämpften. — Der wichtigste blieb der von Madame de Rambouillet gegründete, an dem auch die berühmte Sévigné theilnahm. Diese Preciösen hießen les spirituelles, sie beschäftigten sich besonders mit Moral, Philosophie und Aesthetik, urtheilten gern über Verse und Prosa, lasen Plato und Pascal, Gomberville und Calprenède und wechselten zwischen Einsamkeit und Gesellschaft, zwischen geistlichen Uebungen im Gebetzimmer und dem Besuch der Salons und der Akademien. — Einen Gegensatz zu ihnen bildeten die galantes, die Begründerinnen der später so frivol werdenden feinen Salons, die ersten Vertreterinnen der libertinischen Lebensphilosophie, an deren Spitze die bewunderte Ninon de l'Englos mit ihrem philosophirenden Freunde St. Cyremond stand; bei ihnen handelte es sich besonders um Geist, Wig, Anmuth und Lebensgewandtheit. Eine dritte Classe bildeten die savantes, die sich mit den eigentlichen Wissenschaften befaßten und an courant der neuesten Entdeckungen und Systeme waren, zu ihnen gehörten die Dacier, die Deshouillères und andere.“ —

Kaiser Heinrich der Vierte von Julius Heinzius. Berlin, Steinthal. — Die unglückliche Geschichte dieses Kaisers hat in der letzten Zeit zu einer großen Zahl dramatischer Versuche geführt. Wir haben einige davon erwähnt. Der vorliegende Versuch ist aber der originellste. Der erste Act beginnt wörtlich folgendermaßen:

„Gemach im Schlosse zu Frankfurt. Im Hintergrunde Säulen, welche den Blick in die Vorzimmer öffnen. Tische mit Bechern, Kannen u. s. w. unordentlich durcheinander. Der Kaiser unmutig auf- und abgehend wirft sich ärgerlich auf einen Sessel. Ritter Egino, der ihm fern an einem Trinktisch sitzt, winkt einigen im Zimmer befindlichen Jongleurs und Ministerialen, welche Musik und gymnastische Künste treiben, sich mit ihren Späßen dem Kaiser zu nähern. Dieser springt heftig auf und weist sie hinaus.“ —

Nach dieser sonderbaren Einleitung fangen die beiden Herren an, miteinander zu trinken, während „des Kaisers Geberdenspiel den Mißmuth verfehlten

Sehens ausdrückt.“ — Da der Kaiser seiner Gemahlin überdrüssig ist, nimmt er ohne weiteres den Antrag seines Vertrauten an, ihn von dem Treubruch derselben zu überzeugen. Bei dieser Gelegenheit hat sich der Himmel völlig verfinstert und fernes Wetterleuchten glänzt durch die Scheiben. Eginò lächelt still vor sich hin. Der Kaiser eilt an die Thür zur Linken, klopft schnell dreimal und zieht sich hinter einen Pfeiler zurück. Die Kaiserin tritt auf das Klopfen freudig bewegt aus dem Gemach heraus. Indem sich der Kaiser zurückgezogen, hat Eginò bereits seine Stelle eingenommen. Die Kaiserin streckt ihm beide Hände liebevoll entgegen. Eginò küßt diese und zieht sie an sich, ihren Kopf an seine Brust schmiegend. Sobald sie ihn aber erkennt, stößt sie ihn mit Verachtung fort. Indessen entreißt er ihr ein Tuch und drückt es an seine Lippen. Ein Kämmerer tritt ein, stürzt zornig auf Eginò los und zieht sein Schwert. „Die Schwerter kreuzen sich klirrend.“ Der Kaiser tritt dazwischen. Eginò erklärt, die Kaiserin habe ihm das Tuch als Liebespfand geschenkt; der Kaiser, der doch die Geschichte mit angesehen, bedankt sich dafür bei ihm. Die Kaiserin tritt ein und schreit ihm ruhig entgegen. Der Kaiser, „sie streng zurückweisend“, ruft ihr zu: „Kennst Du dies Tuch, Getreue?“ „Sie ergreift es und droht, indem sie es erkennt, gegen Eginò.“ „Hat er nicht“, fährt der würdige Kaiser weiter fort, „seinen Arm um Deinen Leib geschlungen und Du Dich ihm angeschmiegt?“ — „Sie fährt entsetzt auf und sucht ihn an sich zu ziehen.“ Er ruft die Zeugen herbei. „Eginò läßt sich, durch die überwältigende Ruhe der Kaiserin erschüttert, vor dem Kaiser auf ein Knie nieder, um seine Verfürgung bei dieser Confrontation scheinheilig und doch frech zu verbergen.“ Die Kaiserin hält an ihn folgende Rede:

Schweig, niederträcht'ger Heuchler!  
 Zu schwarz ist Deine Bosheit, als daß Strafe  
 Von Menschenhand als Sühne dienen könnte!  
 Du bist zu elend selbst für meinen Zorn.  
 Doch wehe Dir und wehe allen Euch,  
 Erreicht Ihr Euch mit einem Worte nur  
 Zu denken, daß ich einst so großen müßte! —

„Eginò zieht sich zurück und geht hinaus, auf der Schwelle beiden heimlich drohend. Die Kaiserin sagt zum Kämmerer, ihm die Hand reichend: auf Wiedersehen! Dieser küßt ihre Hand und geht ab. Der Kaiser hat indeß unmutig mit den Bechern geklirrt.“ Darauf wird durch eine „Pause erwartungsvollen Schweigens der vierte Auftritt des ersten Actes geschlossen und wir schließen damit zugleich den Bericht über das ganze Stück. —

Hippokrates und die moderne Medicin, Satyre in Trimetern und Anknüpfungen, von Ludwig Aug. Frankl. 2. Theil. Die Charlatane. — Wien, Jasper und Hügel. — Der erste Theil dieser Satire hat im Laufe des Jahres fünf Auflagen erlebt, der zweite erscheint bereits in der dritten Auflage. Dieser Erfolg zeigt, daß der Verf. den Geschmack seines Publicums gut verstanden hat. In der That hat auch die Medicin seit Molière allen Lustspielsdichtern den ergiebigsten Stoff für unschuldige Scherze geboten und man kann nicht sagen, daß dieser Stoff sich gegenwärtig sehr vermindert hat. Wie früher die weisen Aerzte durch die unausgesetzte Ehrbarkeit und Gravität ihres Wesens dem Komödiendichter

in die Arme griffen, so ist zwar diese einheitliche Bildung der komischen Figur verloren gegangen, dafür sprechen aber namentlich die jungen Aerzte jetzt aus der Schule und verrathen so manches Mysterium, das einen sehr zweckmäßigen Anknüpfungspunkt für Ironie und gute Laune bietet. Der Verf. des gegenwärtigen Gedichts hat namentlich vortrefflich verstanden, den Wiener Localton zu treffen, und manche seiner Einfälle sind schlagend, wenn uns auch die Haltung des Ganzen mit dem etwas anspruchsvollen Tone, in welchem Hippokrates redend eingeführt wird, keinen glücklichen Contrast zu bilden scheint. —

Von Octave Feuillet bringt die Revue des deux mondes (15. April) ein neues Proverbe: La lée, eine zierliche Spielerei, auf Verwandlung der Gesichtszüge während des Theaters berechnet. —

**Kunsliteratur.** — Im Verlage des österreichischen Lloyd in Triest beginnt soeben unter dem Titel: Kunstschätze Wiens ein Werk zu erscheinen, welches allen Freunden der Kunst willkommen sein wird. Aus den sämtlichen Wiener Gemäldegalerien, der weltberühmten kaiserlichen im Belvedere, sowie der an Meisterwerken so reichen Galerien Liechtenstein, Esterhazy, Schönborn, Czernine, Harrach, Arthaber, Beroldingen, Fellner, Seckeren, Kenneri u. a., wurde eine Auswahl von etwa 90 bis 100 der bedeutendsten Gemälde getroffen, welche in sorgfältig ausgeführtem Stahlstich wiedergegeben werden sollen. Das Unternehmen ist auf 30 bis 36 Hefte berechnet, von denen jedes 3 Stahlstiche und mehrere Bogen Text enthält, welcher letztere die artistische und die geschichtliche Seite der Gemälde behandelt, dergestalt, daß jedes Bild nebst Text ein für sich bestehendes Ganze bildet, und so dem Besitzer des Werks Gelegenheit geboten wird, sich seiner Zeit die Bilder in beliebige Gruppen zu ordnen, es sei dies nach Schulen und Meistern, oder nach Galerien oder nach Gegenständen u. s. w. Drei Ausgaben bestehen davon, eine sehr wohlfeile in klein Quart, eine bessere in groß Quart und eine Prachtausgabe in Folio avant la lettre. Da nur soeben das erste Heft mit: Raphaels „heilige Jungfrau im Grünen“, gestochen von J. Hahn, Carravaggios „Lautenschlägerin“ von L. Beyer und Domenichinos „David“ von E. Schuler erschienen ist, so mag eine eingehende Beurtheilung bis auf weiteres noch vorbehalten bleiben.

---

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **E. G. Elbert** in Leipzig.

---

Am **1. Juli** beginnen „**die Grenzboten**“ das **II. Semester**, auf das wir zum geneigten Abonnement einladen. Bestellungen nehmen alle **Buchhandlungen** und **Postämter** an.

**Die Verlagsbandlung.**